

Lawinenlandschaft

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **32 (2019)**

Heft [6]: **Im Unterengadin**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-868199>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Lawinerverbauung unter dem Piz Chastè zwischen Susch und Lavin.

Lawinenlandschaft

Herbstnebel über Lavin. Im Winter geschützt von den Rechen aus Stahl. Denn vom Piz Chapisun auf fast 3000 Metern über Meer donnerten vor der Zeit der Verbauungen die Lawinen ins Dorf. Das muss die Menschen schon im 12. Jahrhundert geprägt haben. Sie nannten ihr Dörflein «Lawinis». Denn der lebensbedrohenden Winterlandschaft zum Trotz blieben sie über all die Jahrhunderte da. Weder Pest noch Brand- und Kriegsverheerungen konnten sie vertreiben. Und selbst in der alles verändernden Neuzeit, die die Alpenbevölkerung massenhaft aus den Tälern trieb, blieb das Dorf bestehen. Der Trotz gegen die Lawinen kräftigt auch den Widerstand gegen die Rede, es sei nun das Ende der volkswirtschaftlich teuren, potenziell alarmen Täler nahe. Die Menschen gehen auch nicht weg, weil sie einen Schatz in ihrer Laviner Kirche haben – aufgemalt über dem Chor wacht der Heiland mit vier Augen und wirft seinen sorgenden Viererblick jederzeit überall hin. Rufen die neoliberalen Besserwisser «Alpine Brache», wissen sie nicht, mit welchem seiner vielen Ohren der Heilige zuhört, und also nützt es nichts.

1808, 1827, 1851, 1863, 1888 – das waren die Lawinenwinter im 19. Jahrhundert. Wie viele Bergbauern und -bäuerinnen im Engadin damals umkamen, weiss niemand, denn es gab noch kein Lawinenforschungsinstitut, das wie heute alle Opfer zählt. Man hatte Mitleid mit den zerstörten Dörfern, und wie nach den Dorfbränden spendete man. Die grosse Mehrheit der Schweizer hatte im 19. Jahrhundert aber anderen Kummer mit der Natur: Unwetter und Hochwasser. Regelmässig wurden Teile des Mittellandes überschwemmt. Mit Generalmobilmachungen gegen das Wasser traten die Ingenieuroffiziere an und entwarfen auch einen Schlachtplan fürs Gebirge: Wer die Alpen schützt, wer ihre Wälder pflegt, der rettet das Schweizerland vor dem Hochwasser. Man gab nämlich den kahlen Hängen, die auch die Unterengadiner für Land-, Weide- und Holzgewinn über weite Strecken gerodet hatten, die Schuld an den Überschwemmungen. Die fehlenden Bäume tranken das viele Wasser nicht mehr, und dieses wälzte sich darum ins Unterland, alles überschwemmend.

Forstpolizeigesetz und Verbauungen

Auch wenn das so nicht stimmte und das Engadiner Wasser eh in die k. u. k. Monarchie floss, war es eine wirkliche Propaganda für die erste Berggebietspolitik der Eidgenossenschaft. Ab 1876 ging das schweizerische Forstpolizeigesetz rigoros gegen Brandroder, Holzer und Waldbauern in den Alpen vor. Deren Kantone wehrten sich gegen die Zumutung, dass ihr Hunger das Elend des Unterlandes bedeute – Holz war auch im Unterengadin eines der wenigen Exportgüter.

Der Widerstand war vergeblich; dafür zahlte der Bund den Aufwuchs von Bannwäldern, die Lawinen- und Wasserverbauungen. Oberhalb von Martina zuunterst im Unterengadin liess Johann Wilhelm Fortunat Coaz, der eidgenössische Oberförster, die ersten Lawinenverbauungen in den

Alpen bauen – er hatte sie selbst entworfen: 19 Mauern von 400 Metern Länge und 500 Meter Holzpfähle hoch oben am Hang. Heute sichern allein über dem Engadin 71,5 Kilometer Verbauungen in Wällen, Mauern, Rechen und Netzen die Dörfer und Strassen. Coaz, Bürger von S-chanf, lehrte vor 150 Jahren, dass die Gefahr verbaut werden kann; und es war Coaz, dem Naturforscher, Erstbesteiger mehrerer Berge im Unterengadin und Mitgründer des Nationalparks, wichtig, die Gefahr zu vermeiden – indem man «sie bei ihrem Anbruche bekämpft». Die Lawinen sollen oben bleiben und nicht hinunter ins Tal donnern.

Ursache, nicht Wirkung – das kollektive Gedächtnis des Unterengadins weiss, wie Räume, Landschaften und Menschen vor natürlichen und selbst fabrizierten Gefahren zu sichern sind. Dieses Wissen ist robust verbaut in Stahl und Beton hoch oben – die Zukunft hat es nötig. Denn glauben wir den Klimaforschern, stehen den Alpentälern gewaltige Prüfungen bevor, wenn das Klima den Permafrost auflöst und die Hänge beweglich macht. Wer sich ein Bild davon machen will, dem empfehle ich die lange Wanderung von S-charl durch die Val Minger, dann über dessen Pass hinunter in die grossräumig verschüttete Val Plavna, wo unter den Gerölllawinen langsam das Moos hervorkriecht als Pionierpflanze nach der Katastrophe.

Autoverliebtheit und Energiestadt

Wer im Unterengadin lebt, fährt Auto. Das Postauto ist für die Feriengäste da. Hunderte fahren am Morgen aus Südtirol oder Tirol herbei zur Arbeit und am Abend wieder nach Hause. Die Mobilität im Tal ist klimafeindlich, auch die Vereinabahn bringt huckepack das Auto ins Tal. Gewiss: Wie im Unterengadin ist es überall in den Alpen. Stumm, taub und uneinsichtig wie die autoverliebten Unterengadiner ist auch ihre kantonale Regierung in Chur und erst recht das Parlament – es gibt keinerlei Anzeichen für eine griffige Klimapolitik; wenn schon, sollen die in Bern handeln. Und die sagen: Wenn schon, sollen die in der Welt draussen handeln. Wir aber schauen zu.

Immerhin: Seit 2018 ist Scuol «Energiestadt» und hat versprochen, die im Unterland entwickelte Idee der 2000-Watt-Gesellschaft auch im Unterengadin voranzubringen. Ein Beispiel ist umgesetzt: Die Architekten Fanzun haben in der neuen grossen Siedlung Monolit in Scuol ein Pionier- und Forschungsvorhaben für den nachhaltigen und sorgsamen Umgang mit Energie installiert. Noch bessere Werte als Scuol erreicht übrigens die «Energiestadt Val Müstair» mit einem erstaunlich hohen Anteil an Sonnenenergie und einer gut ausgebauten Förderung jener Haushalte, die Energie sparen wollen.

Den zu uns Heutigen passenden Katastrophenschutz aber haben die Laviner schon lange gebaut. Auf dem Weg nach Guarda stehen kleine Hüttchen aus Stein am Wegrand. Donnern die Lawinen herunter, kann dort hineinspringen, wer hurtig genug ist. Und über ihm deckt die Katastrophe die Welt zu. ●

Vivian

L'es gnü be a l'improvista e sainza
remischiun, il Vivian.
Mo quai chi'd es crodà nun es crodà
be per cas, e quai chi sta amo in pè nu sta
in pè be per cas.
E fingià vain l'uman a far uorden
cul uorden.

Vivian

Unerwartet und unerbittlich ist er
gekommen, der Vivian.
Aber was gefallen ist, ist nicht zufällig
gefallen, und was noch steht,
steht nicht zufällig.
Und schon kommt der Mensch und
macht Ordnung mit der Ordnung.

«Vivian». Rut Plouda. Abgedruckt in «Ikarus über
Graubünden. L'Icarus grischun», Peter Donatsch,
Chasper Pult (Übersetzung), Rolf Vieli.
AT Verlag, Aarau 1995.



Mia Engiadina

Jon Erni kommt aus Tschlin. Er zog ins Unterland, wurde Manager in der IT-Branche, war zuletzt Direktor für das Grosskundengeschäft bei Microsoft:

«Die Digitalisierung verändert die Distanzen radikal. Es spielt keine Rolle mehr, ob ich in Zürich sitze oder in Tschlin. Der Schlüssel ist die Glasfaser, die grosse Datenmengen transportiert. Wir bauen einen digitalen Werkzeugkasten für die Bildungs-, Ferien-, Gesundheits- und Arbeitsregion auf. Das Netz bleibt im öffentlichen Besitz. Die private Firma Mia Engiadina Marketing bündelt und verkauft die Angebote. Internetdienste, Abonnements für Fernsehen und Telefon. Ziel sind tausend Kunden. Wer will, dem bauen wir die Glasfaser zum Haus. Kostet ein Service 100 Franken, gehen 60 Franken davon an die Infrastrukturfirma der Gemeinden, 40 Franken an unsere. Die Investitionen betragen je nach Ausbau zwischen 10 und 20 Millionen. Das Netz stützt bestehende Unternehmen: Eine Ingenieurfirma braucht es für ihre Datenmengen, das Spital braucht es, Private werden es immer mehr wollen. Das ist im Unterengadin nicht anders als in Zürich. Wir bauen auch neue Dienste auf: «Third Place» heisst temporäres Arbeiten in unserer Ferienregion. Da-

für sind wir auch sichtbar, mit einem Laden in Scuol mit Coworking-Arbeitsplätzen. Der Leuchtturm aber wird der «InnHub» in La Punt. Einer der Investoren hat den Kontakt zum Architekten Norman Foster hergestellt. Wir baten ihn um Rat. Er ist ja schon lange mit dem Engadin verbunden. Da sagte er: «Wir entwerfen das Haus.» Für uns ist das ein Glücksfall, denn Foster ist ja weitherum bekannt.

Der «InnHub» wird ein Zentrum der Begegnung und der Digitalisierung. Nicht nur für IT-Firmen. Auch die Turnschuhfirma On, eine kleine Pension, ein Yoga-Studio, ein Lebensmittelladen aus dem Tal machen mit. Die für das Vorhaben nötigen vierzig Millionen sind gesichert. Wichtig ist, dass wir Möglichkeiten schaffen. Wir brauchen die Aufbruchstimmung. Das Unterengadin ist eine Region am Rand, wie viele andere. Wir setzen unser Vorhaben denn auch in einen globalen Zusammenhang. Mia Engiadina ist unter der Nummer 10581 bei der Uno-Charta für nachhaltige Entwicklung 2016-2030 registriert. Diese Charta will die Ungleichheit innerhalb eines Landes mildern. Sie will wirtschaftliche Entwicklung und eine würdige Beschäftigung für alle – vor allem für die junge Generation. Sie will eine solide Infrastruktur mit kostengünstigem Zugang zu IT und Mobilität.»